

GRUSSWORTE

Prof. Dr. Ernst Haag
Rektor der Theologischen Fakultät Trier

Meine sehr verehrten Damen und Herren, im Namen der Theologischen Fakultät Trier heiße ich Sie alle auf das herzlichste willkommen. Als im Oktober 1973 die Cusanus-Gesellschaft zum erstenmal ihr Symposium nach Trier verlegte, äußerte mein Amtsvorgänger den Wunsch, daß sich eine Tradition des Cusanusstudiums und des Cusanusgesprächs in Trier entwickeln möge. Nun ist es zweifellos noch zu früh, um schon von einer Tradition zu sprechen. Doch freue ich mich außerordentlich, und ich darf das auch von allen meinen Kollegen an der Theologischen Fakultät Trier sagen, daß der 1973 so verheißungsvoll gesetzte Anfang mit dem diesjährigen Symposium eine gute Fortsetzung erfährt.

Ganz besonders freue ich mich, daß wieder zahlreiche Vertreter des Landes, der Stadt und der Kirche, aber auch der internationalen wissenschaftlichen Welt der Einladung der Cusanus-Gesellschaft gefolgt sind. Ich begrüße im besonderen: den Präsidenten des Landtages von Rheinland-Pfalz: Herrn Albrecht Martin; die Vertreter des Bischofs von Trier: Herrn Weihbischof Dr. Alfred Kleinermeilert sowie Herrn Generalvikar Prof. Dr. Linus Hofmann; die Vertreter der Evangelischen Kirche: Herrn Landeskirchenrat Dr. Joachim Mehlhausen und Herrn Superintendenten Ernst Volk; den Präsidenten der Universität Trier: Herrn Prof. Dr. Arnd Morkel; den Vertreter des Präsidenten der Universität Mainz: Herrn Prof. Dr. Karl Anton Sprengard und Herrn Prof. Dr. Fritz Hoffmann, Rektor des Theologischen Studiums zu Erfurt; sowie den Präsidenten der Cusanus-Gesellschaft: Herrn Landrat Dr. Helmut Gestrich; den Direktor des Cusanus-Instituts an der Universität Mainz: Herrn Prof. Dr. Rudolf Haubst; den Leiter der Cusanus-Commission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften: Herrn Prof. Dr. Werner Beierwaltes; Herrn Prof. Dr. Karl Bormann vom Thomas-Institut in Köln; Herrn Prof. Dr. Charles Lohr vom Raimund Lull-Institut in Freiburg i. B.; Herrn Prof. Dr. Alois Grillmeier vom Patrologischen Institut an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen (Frankfurt); Herrn Dr. Heinz-Jürgen Vogels vom Albertus Magnus-Institut in Bonn.

Sie beschäftigen sich im Verlauf dieses Symposiums mit dem Menschenbild des Nikolaus von Kues. Als christlicher Theologe hat Cusanus bei seiner Reflexion über den Menschen auch das bekannte Wort aus dem priesterschriftlichen Schöpfungsbericht des Alten Testaments berücksichtigt, wo Gott spricht: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis (Gen 1, 26)!“ Dieser Vers, der nur scheinbar isoliert im Alten Testament steht, hat,

wenn man ihn richtig sieht, die Erfahrung der alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte in eine allgemeingültige Form gefaßt. Er macht, wie es für die Darstellung der Bibel selbstverständlich ist, zunächst und vor allem eine Aussage über das Tun Gottes und erst in Verbindung mit diesem Tun Gottes auch eine Aussage über den Menschen. Im Blick auf das Tun Gottes ist aber die Erschaffung des Menschen nach dem Bild Gottes hier als die Ermöglichung eines Geschehens zwischen Schöpfer und Geschöpf gemeint, das in der Vollendung der Geschichte zu seinem Ziel gelangt. Nach der Aussage des biblischen Textes muß demnach die Eigentlichkeit des Menschen in seinem Gegenüber zu Gott gesehen werden. In diesem Fall aber ist, wie der Heidelberger Alttestamentler C. Westermann sagt, die Gottesbeziehung nicht etwas zum Menschen Hinzukommendes; der Mensch ist vielmehr so geschaffen, daß sein Menschsein in der Beziehung zu Gott gemeint ist. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Mensch bei der Gewinnung seines Selbstverständnisses immer wieder gerade im Blick auf Gott die Frage nach seinem Wesen und seiner Bestimmung stellen muß; es ist aber dann auch ebensowenig verwunderlich, daß dieses Fragen des Menschen, solange er in dieser Welt lebt, keine endgültige Antwort erhalten kann.

Nikolaus von Kues hat für seine Person das in der Eigenart des Menschen als Bild Gottes grundgelegte ruhelose Fragen aufgegriffen und in einer Weise reflektiert, die, wie ich glaube, auch den denkenden Menschen von heute fasziniert. Deshalb wünsche und hoffe ich, daß es Ihnen im Verlauf dieses Symposions gelingt, die Lehre des Cusanus über das Bild des Menschen für die Forschung zu erschließen und den Gedankenreichtum seiner Überlegungen für die wissenschaftliche Diskussion fruchtbar zu machen.

Prof. Dr. Arnd Morkel
Präsident der Universität Trier

1. Vor wenigen Jahren veröffentlichten Hans-Georg Gadamer und Paul Vogler unter dem Titel „Neue Anthropologie“ eine Sammlung humanwissenschaftlicher Aufsätze. Die sieben Bände geben einen Eindruck von der Fülle und dem Reichtum der neueren Forschungen, die sich mit dem Menschen befassen. Kein Zweifel: Die modernen Wissenschaften, die Biologie, die Medizin, die Psychologie, die Ethnologie, die Soziologie und andere mehr, haben unsere Kenntnisse über den Menschen in einem Maße erweitert wie nie zuvor. Wissen wir aber deshalb auch schon besser als früher, was der Mensch ist? Gadamer selbst warnt in seiner Einleitung vor einer solchen Schlußfolgerung. Die Humanwissenschaften, so deutet er an, könnten zwar dogmatische Menschenbilder korrigieren, nicht aber selber ein Menschenbild begründen. Es zeichnet den Menschen aus, daß er nicht bloßes Gattungswesen, sondern stets auch Individuum ist, das „Ich“ sagen kann. Die Wissenschaft verfehlt das Individuum; sie will im Individuellen das Gesetzmäßige, das Objektive, das

Sachlich-Unpersönliche entdecken. Wissenschaft ist „die hohe Schule der generalisierenden Abstraktion“ (Plessner).

Der Mensch kann sich selbst nicht unbeteiligt gegenüber stehen. Er kann sich nicht zu einem Gegenstand machen, der objektiv und ein für alle Mal definiert werden könnte. Was er von sich weiß, läßt sich von seinen Wünschen, seinen Hoffnungen, seinem Wollen nicht trennen. Der Mensch ist, wie Jaspers einmal schreibt, „grundsätzlich mehr, als er von sich wissen kann“, er ist „Freiheit, die sich jeder gegenständlichen Erkenntnis entzieht“.

Aber die Freiheit ist nicht das letzte Wort. Ich erfahre, daß ich nicht beliebig über mich selbst verfügen kann. Ich tue, was ich nicht will. Ich will etwas, aber ich tue es nicht. In wessen Hand bin ich? Was ist meine Bestimmung? Worin liegt der Sinn? Fragen dieser Art führen über die Wissenschaft hinaus.

Wer also wissen will, was der Mensch ist, darf die Antwort nicht nur in der Wissenschaft, er muß sie auch in der Dichtung, in den Mythen und Märchen, in der Philosophie und in der Theologie suchen. Sie bewahren ein Wissen vom Menschen, das tiefer reicht, als das der Wissenschaft.

2. Die Wahrheit dieses Wissens läßt sich allerdings nicht objektiv beweisen. Sie überzeugt nur, wo sie gelebt wird.

Für den Christen ist dies vielleicht nirgends so klar ausgedrückt wie im ersten Korintherbrief, 13: „Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Das klingt einfach. Doch wer kann behaupten, den Sinn dieser Worte ausgeschöpft zu haben?

Die Liebe zu Gott und zum Nächsten ist die Erfüllung und der Inbegriff der christlichen Auffassung vom Menschen. Liebe, das heißt: sich selbst überwinden; sich mehr als dem Mitmenschen zumuten; auf die Schwäche des Anderen nicht mit Härte antworten; in einem Jeden den Nächsten sehen.

Liebe reicht in einen Bereich jenseits von Gut und Böse, jenseits von Recht und Unrecht, jenseits von Freund und Feind. Dort ist auch der Böse, der Gesetzesbrecher, der Feind ein Mensch. Liebe fängt den Menschen dort auf, wo Moral, Recht und Politik ihn verstoßen. Wo Moral, Recht oder Politik das letzte Wort haben, wird die Erde unmenschlich.

Wir scheuen uns heute, von diesen Dingen zu sprechen. Auch die christliche Lehre tut sich damit schwer. Nicht zuletzt deshalb, weil sie, wie jede Lehre, an Worte gebunden ist. Worte haben ihre Geschichte. Im Laufe dieser Geschichte, die fast immer eine Verfallsgeschichte ist, verändern oder verlieren die Worte ihre Bedeutung. Sie verbrauchen sich, werden ungenau, korrumpiert. Hier ist der Theologe in der gleichen Lage wie der Dichter. Von ihm muß er auch lernen, der Sprache zu mißtrauen. Und mit ihm muß er sich bemühen, die Worte so zu gebrauchen, daß sie ihre Glaubwürdigkeit nicht verlieren, „trying to learn the use of words“, wie es in einem Gedicht von T. S. Eliot* heißt:

* (East Coker, 1940; übersetzt von Dolf Sternberger.)

is a wholly new start, and a different kind of failure because one has only learnt to get the better of words for the thing one has no longer to say, or the way in which one is no longer disposed to say it. . . ."

"... and every attempt

ist ein gänzlich neuer Anfang, und eine andere Art von Fehlschlag, weil man nur gelernt hat, mit Wörtern fertig zu werden, um etwas zu sagen, das man nicht mehr zu sagen braucht, oder auf eine Weise, in der man es nicht mehr sagen möchte. . . ."

„... und jeder Versuch

3. Was der Mensch ist, zeigt sich für den Christen nicht in der Flucht in die Innerlichkeit. Der Mensch, die Liebe, müssen sich vielmehr in der Welt bewähren. Rechnet unsere Welt damit?

Wir leben in einem Netz politischer, sozialer, wirtschaftlicher, beruflicher und technischer Ordnungen. Sie verlangen von denen, die sie bedienen und aufrecht erhalten, unterschiedliche Qualitäten und Fähigkeiten; die Liebe ist nicht dabei. Selbst unsere sozialen Einrichtungen kommen ohne Nächstenliebe aus. Krankenpflege ist heute zu einem Beruf wie jeder andere geworden, mit Tarifvertrag und Achtstundentag. Und die Welt des Geistes? Nach einem Wort Carl Friedrich von Weizsäckers ist die wissenschaftliche Welt der Neuzeit das Ergebnis des Wagnisses des Menschen, „das Erkenntnis ohne Liebe heißt“.

Unsere Welt verwendet den Menschen nur noch als Funktionär. Unbeeindruckt davon ist es die Ehre des Christen, wo immer er tätig ist, sich nicht nur als Funktionär gefordert zu wissen, sondern mit seiner ganzen Person für sein Tun einzustehen. Er zahlt gleichsam in Goldwährung, wo Papiergeld ausreichte. Seine Hoffnung ist, daß etwas von dieser Haltung auf die Welt zurückstrahlt und sie verwandelt.

4. Welches Menschenbild oder welche Menschenbilder liegen unserer Welt zugrunde? Bei aller Verschiedenartigkeit haben sie eines gemeinsam: sie haben keinen festen Umriß. Schon bei Marx verblaßt der Begriff des Menschen zum bloßen Gattungsbegriff. Bei Dilthey heißt es, der Typus Mensch zerschmilzt im Strom der Geschichte. Für Sartre gibt es keine menschliche Natur. Die Systemanalyse definiert den Menschen durch die Funktion, die er in dem jeweiligen System hat. Der Mensch gilt heute weithin als etwas, das sich stets so ummodelln läßt, daß es in jede wünschbare Form paßt. Der französische Strukturalist Foucault gebraucht für diesen Sachverhalt, in Analogie zu Nietzsches Wort vom Tod Gottes, die Formulierung: Der Mensch ist tot.

Für den Christen hat diese Formulierung etwas Folgerichtiges. Für ihn ist der Mensch das Ebenbild Gottes. Vom Menschen läßt sich nur reden, wenn man zugleich auch von Gott redet. Das Gebot der Nächstenliebe gehört deshalb auch mit dem Gebot der Gottesliebe zusammen. Wenn Gott „tot“ ist, ist auch der Mensch „tot“. Genauer: nicht der Mensch ist tot, sondern eine bestimmte Auffassung vom Menschen, diejenige, die den Menschen aus seinen transzendenten Bindungen gelöst und ihn selbst an die Stelle Gottes gesetzt hat.

Diesen Zusammenhang gilt es zu verstehen, wenn wir vom Bild des Menschen heute sprechen. Wir werden diesen Zusammenhang besser verstehen, wenn wir uns die Geschichte des menschlichen Selbstverständnisses vor Augen führen. In ihr hat auch Nikolaus von Kues seinen Platz. „Homo enim deus est, sed non absolute, quoniam homo; humanus est igitur deus . . .“. Der Satz stammt von Cusanus; er steht in *De coniecturis*, Teil II, Kap. 14.

Meine Damen und Herren, im Namen der Universität Trier heiße ich Sie herzlich willkommen. Ich wünsche Ihrem Symposium einen guten Verlauf.

Albrecht Martin
Landtagspräsident von Rheinland-Pfalz

Ich möchte Sie alle, die Sie zu diesem Symposium zusammengekommen sind, sehr herzlich grüßen. Auch möchte ich allen danken, die diese wissenschaftliche Tagung vorbereitet haben, die sich als Referenten zur Verfügung gestellt haben, die an den Aussprachen sich beteiligen werden, aber auch allen, die sich als schlichte Lernende verstehen, und das sind wohl – für Nicolaus Cusanus ganz gewiß – die eigentlich Wissenden. Gruß und Dank darf ich im Namen des Landtages von Rheinland-Pfalz überbringen; wir betrachten es als eine Ehre, daß diese Tagung Gelehrte aus verschiedenen Ländern Europas hier zusammenführt, um sich mit dem Werk eines großen Sohnes unseres Landes zu befassen. Denn wie das Wirken des Nikolaus von Kues viele Länder umfaßte und er doch diese seine Heimat mit ganzem Herzen liebte, so wissen auch wir, daß wir die Einbindung in das geistige und politische Europa brauchen und dabei die Verwurzelung in Heimat und Vaterland nicht aufgeben müssen, ja nicht aufgeben dürfen.

Zeiten des Überganges – aber welche Epoche enthält nicht Elemente des Überganges – sind für den Zeitgenossen von Unrecht und Unsicherheit geprägt, für den Historiker aber von besonderer Faszination. Vielleicht entdecken wir die Bedeutung des 15. Jahrhunderts heute, weil unsere Zeit im besonderen eine Zeit des Überganges, vielleicht sogar des Umbruches ist. Ich halte es für äußerst wichtig, daß wir uns mit diesem 15. Jahrhundert beschäftigen, nicht weil wir Leitlinien für unser eigenes Verhalten dabei gewinnen könnten, sondern weil wir dabei Fragen zu stellen lernen, die wir an unsere Gegenwart zu richten haben.

Warum ist die Union mit den Griechen gescheitert? Offenbar genügte die Bedrohung durch die türkische Macht damals so wenig wie die Gefährdung durch sowjetische Divisionen heute, um ökumenische Gemeinschaft zu begründen.

Warum blieben die Werke des bedeutendsten Theologen seiner Zeit weitgehend unbekannt und wirkungslos? War die Infragestellung des imponierenden mittelalterlichen Denksystems durch Cusanus zu radikal, nicht radikal genug, oder konnte seine Zeit noch nicht sehen, was wir in Kenntnis des gewaltigen

Bruches des 16. Jahrhunderts zu sehen vermögen, daß sich mit ihm eine neue Weltlichkeit, aber auch eine neue viel unmittelbarer gebundene Geistlichkeit ankündigte? Warum wurde er, der sich geistig in immer stärkerem Gegensatz zum traditionellen Denken seiner Zeit fand, politisch immer konservativer?

Mir persönlich ist am wichtigsten, daß im Grund der Kueser so neue Wege des Denkens einschlagen konnte, weil es ihm unerträglich war, Gott begreifen zu wollen. Merkwürdig: die Emanzipation des Denkens erfolgt bei ihm – und wohl auch in der Reformation – durch die Erkenntnis der Grenzen des Denkens. Die Fragen an manche emanzipatorische Bewegung unserer Tage braucht man wohl nicht mehr zu formulieren.

Von dem Ringen um den Gottesbegriff wird wohl auch das Menschenbild des Cusanus bestimmt gewesen sein, so wie jeder, der nach Gott fragt, immer auch nach dem Menschen fragt. Welches ist unser Menschenbild? Zeigt uns die Frage nach den sozio-ökonomischen Bedingungen, die Bemühung der Psychoanalyse den Menschen? Oder wird auch unsere Zeit begreifen, daß sie nur dann wird menschlich sein können, wenn sie ihr Menschenbild bestimmt sein läßt von der Verheißung dessen, der zugesichert hat: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“? (Jes. 4, 1). Jedenfalls ist jedes Fragen nach dem Bild vom Menschen von höchster Aktualität, und darum ist auch dieses Symposium der Gegenwart zugewandt. Ich wünsche der Arbeit dieser Tagung um unserer Gegenwart willen viel Erfolg!